

Der verschollene Sohn

Roman von

M. Bethold

(24. Fortsetzung.)

„Mein Vater war Beamter in Wien,“ begann sie, „Ehre seinem Andenken, er war ein ehrenhafter, pflichtgetreuer Mann, dem das Wohl seiner Angehörigen mehr galt, als das eigene Wohl. Er starb vor einigen Jahren, vom Tage seines Todes an empfangend eine Mutter eine kleine Pension, außerdem hinterließ mein Vater uns ein kleines Kapital, das er im Laufe der Jahre erspart und in guten Staatspapieren angelegt hatte. Unsere Bedürfnisse waren bescheiden und unser Einkommen reichte hin, sie zu bestreiten. Ich kann hier nicht verschweigen, daß mein Bruder uns eine große Sorge machte; er konnte sich nicht entschließen, eine bestimmte Laufbahn zu wählen. Nicht, daß er träge oder untüchtig gewesen wäre, ihm graute nur vor der Arbeit, die ihn an's Pult fesselte, und eine andere Anstellung war schwer zu finden. Er beabsichtigte allerdings, mit unserem kleinen Kapital ein Geschäft zu gründen, aber mit dreitausend Gulden ließ sich nicht viel anfangen, und auch in diesem Punkte konnte Eduard zu keinem Entschluß kommen. Da brachte er eines Tages den Naturforscher Bruno Winter in unser Haus. Er hatte ihn in einem Kaffeehaus kennen gelernt und sich rasch mit ihm befreundet, und auch auf meine Mama und mich machte der Doktor durch seine Liebenswürdigkeit einen gewinnenden Eindruck. Er besuchte uns oft, er wurde immer enger mit uns befreundet und meinen Bruder mußte er durch kleine Gefälligkeiten so fest an sich zu ketten, daß — aber Sie haben ja selbst ihn kennen gelernt, Sie werden auch wissen, wie liebenswürdig er sein konnte. Er warb um meine Hand, und waren auch seine Aussichten für die Zukunft noch ungewiß, so glaubte ich doch, den Antrag annehmen zu müssen, zumal da meine Mama und Eduard mir dazu riefen. Mein Verlobter glaubte nun auch sich um unsere finanziellen Verhältnisse und die Pläne meines Bruders kümmern zu müssen. Er erklärte aus freien Stücken, auf meinen Anteil an dem kleinen Kapitale verzichten zu wollen, durch diese wohlfeile Komödie befestigte er unser Vertrauen. Nun war aber, wie ich schon bemerkte, dieses Kapital zur Gründung eines Geschäftes zu klein, und nach dem Tode unserer Mama fiel auch die Pension fort, es mußte also in irgend einer Weise für die Zukunft Eduards gesorgt werden. Das haben wir Alle ein, und Bruno Winter ergriff jede Gelegenheit, auf dieses Thema zurückzukommen. Da machte er uns eines Tages den Vorschlag, durch Spekulationen an der Börse das Kapital zu vermehren. Wir kannten davon nichts, mein Verlobter wußte aber den Erfolg so zu schildern, daß binnen einem Jahre das Vermögen von dreitausend auf mindestens dreißigtausend Gulden angewachsen sein mußte. Wir hätten uns nicht blenden lassen sollen, aber es waren ja so viele Leute an der Börse reich geworden, da konnte uns ja auch das Glück blühen, und dann war die Griffling meines Bruders gesichert. Mama übergab ihm die Wertpapiere, und schon in den nächsten Tagen legte mein Verlobter uns eine Berechnung vor, laut der wir eine hübsche Summe gewonnen hätten. Dann aber wurden die Besuche Winter's seltener, sein Benehmen kühler und zurückhaltender, und machte ich ihm Vorwürfe darüber, so antwortete er ausweichend, Eduard suchte mich zu beruhigen, seine Erklärung, daß geschäftliche Unannehmlichkeiten den Freund verstimmt, konnten meine Besorgnisse nicht ganz beseitigen. Sie sollten leider sich erfüllen. Eine ganze Woche lang hatte mein Verlobter sich nicht blicken lassen, Eduard war auch nur flüchtig ihm begegnet, ich schrieb daher einige Zeilen und bat um Aufklärung, statt seiner kam ein Brief, der alle unsere Hoffnungen vernichtete. Bruno Winter hatte an der Börse Unglück gehabt und unser ganzes Vermögen verloren, die genaue Berechnung war dem Briefe beigelegt. Er erklärte, daß er jetzt nicht mehr den Muth habe, uns vor die Augen zu treten, und da er überdies zu der Erkenntniß gekommen sei, daß unser Charaktere nicht mit einander harmonierten, so müsse er mit blutendem Herzen die Verlobung lösen. Das war der Kern des Briefes, den nichtssagende Redensarten und höfliche Phrasen verbräunten. Wie furchtbar dieser Schlag uns Alle traf, brauche ich wohl nicht zu schildern. Eduard wollte den Betrüger, der sofort abgereist war, verfolgen, Mama litt es nicht und ich hielt ihn ebenfalls zurück; ich war zu tief beleidigt, es sollte nicht den Anschein haben, als ob ich den Glenden zwingen wolle, sein mit verpändertes Wort einzulösen.“

„Marie reichte mit Thränen in den Augen dem Doktor beide Hände. „Wie soll ich Ihnen danken?“ sagte sie bewegt, indem ihr Blick bald auf ihn, bald auf Elfriede ruhte. „Sie schenken mir Beide so großes Vertrauen und nehmen sich meiner so freundlich an.“

„Dummes Zeug!“ fiel der Doktor ihr in's Wort. „Wir erfüllen nur unsere Pflicht, und Sie würden an unserer Stelle ganz dasselbe thun, da

lann von dem keine Rede sein. Gehen Sie nur zur Frau Majorin, liebtes Kind, mit dem Richter spreche ich heute Abend noch, er wird Sie morgen besuchen, dann erzählen Sie ihm Alles, was Sie uns mitgetheilt haben, und hören Sie, was er dazu sagt. Und sollte Ihnen einmal ein gewisser Herr Görner in den Weg laufen, so verrathen Sie ihm nichts, er ist ein ehrenwerther Mann, aber er kann nicht schweigen. Und nun wollen wir gehen, es ist spät genug geworden.“

Elfriede ergriff die Hand des tief bewegten Mädchens und zog sie in ihren Arm, so verließen sie das Haus des Doktors, der ihnen mit raschen Schritten folgte.

21.

Elfriede sollte sich in ihrem Vertrauen auf die Liebenswürdigkeit der Majorin nicht getäuscht sehen.

Die alte Dame befand sich in felsamer Aufregung, auch empfing Frau Brigitte Elfriede schon an der Hausthür mit der Bemerkung, die Majorin habe eben noch Clemensruh geschickt, um das gnädige Fräulein bitten zu lassen, aber als Elfriede mit der fremden Dame eintrat, dachte die Majorin nicht mehr an ihre eigenen Angelegenheiten. Und nachdem Elfriede ihr in gedrängter Kürze die Mittheilungen Marien's und ihre eigenen Wünsche berichtet hatte, hieß die Majorin mit herzgewinnender Freundlichkeit das Mädchen in ihrem Hause willkommen.

Frau Brigitte wurde gerufen und beauftragt, eines der Fremdenzimmer sofort in Ordnung zu bringen, und während dies geschah, unterhielt die alte Dame sich mit Marie, deren volles Vertrauen sie rasch gewonnen hatte.

„So, nun gehen Sie in Ihr Zimmer und ruhen Sie sich dort ein halbes Stündchen aus“, sagte sie, als Frau Brigitte meldete, daß die Stube in Ordnung sei, „Sie werden gewiß das Bedürfnis fühlen, eine Weile allein zu sein, um über das, was Sie hier erfahren haben, nachzudenken, ich werde Sie, sobald das Abendbrot aufgetragen ist, bitten lassen.“

„Sie zürnen mir doch nicht, Mama?“ fragte Elfriede, als das Mädchen sich entfernte hatte.

„Zürnen?“ erwiderte die Majorin lächelnd. „Wie könnte ich das, und welchen Grund hätte ich dafür? Ich bin Dir sogar dankbar, daß Du den lieben Gast in mein Haus gebracht hast, der erste Eindruck war ein guter, und ich gebe viel darauf.“

„Das arme Mädchen! Sie steht nun ganz allein, sie hat durch die Schuld dieses Mannes Alles verloren, nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihre Angehörigen.“

„Nun, wir werden ja sehen, ob wir ihr nicht in irgend einer Weise Erleichterung bieten können, könne mir nur Zeit, bis ich sie kennen gelernt habe, dann werde ich schon das Rechte finden. Aber nun zu etwas Anderem. Bist Du in der Stimmung, eine recht angenehme Nachricht zu empfangen?“

„Kurt hat geschrieben?“ rief Elfriede rasch.

„Ja, soeben hat der Postbote mir seinen Brief gebracht.“

„Er kommt zurück?“

„In den nächsten Tagen“, nickte die alte Dame, und ein Rötheln des Glückes umspielte dabei ihre Lippen. „Ein früherer Brief muß verloren gegangen sein, er bezieht sich auf ein ausführliches Schreiben, das ich leider nicht erhalten habe.“

„Und er hat volle Gewißheit erhalten?“ fragte Elfriede zögernd mit bebender Stimme.

„Volle Gewißheit, theures Kind, denn denke nur, er kommt nicht allein zurück!“

„Mein Bruder?“

„Er begleitet ihn.“

Mit einem Freudenschrei warf Elfriede sich an die Brust der alten Dame, deren Arme sie zärtlich umschloß.

„Aber wie ist das möglich?“ fragte sie, mit leuchtendem Blick über die Augen schauend. „Der Doktor Winter will ja selbst ihn beerdigen haben.“

„Der Doktor Winter scheint mir ein schöner Held zu sein“, unterbrach die Majorin sie. „Was er an Deinem Bruder verbrochen hat, das weiß ich theilich noch nicht, aber wir werden's nun bald erfahren, und ich möchte jetzt wirklich wünschen, daß der elende Mensch seinen Lohn für alle diese Schandthaten erhalte. Hier ist der Brief, lies ihn, ich wäre selbst heute Abend noch nach Clemensruh gekommen, aber ich hielt es für besser, daß Du Deinen Papa vorbereite.“

Sattig hatte Elfriede den Brief entfaltelt.

„Theure Mama!“ las sie. „Meine letzten ausführlichen Briefe wirst Du erhalten haben, ich theilte Dir darin mit, daß ich die Rettung Eduards als ziemlich sicher betrachten dürfte, der der Matrose, der mir darüber Mittheilung machte, ihn gesehen und erkannt haben sollte. So schloß ich mich denn einer Expedition unserer Leute an, die in's Innere geschickt wurde, um einen Transport von Giraffe-Rameelen, Löwen und anderen Thieren in Empfang zu nehmen. Ueber diesen interessanten Auftrag und meine kleinen Abenteuer habe ich später mündlich berichtet, ich muß mir heute so kurz wie möglich fassen, denn morgen wieder verreisen wollen und vorher noch Manches zu ordnen ist. Die Agenten unserer Gesellschaft sollten mit den Thieren uns an halbem Wege begegnen, aber wir trafen schon früher mit ihnen zusammen,

was uns keineswegs unangenehm war. Und nun denke Dir meine freudige Ueberraschung, als ich hoch oben auf einem der Rameele meinen Freund Eduard thronen sah. Ich kann Dir die Freude, die wir Beide bei diesem Wiedersehen empfanden, nicht beschreiben, liebe Mutter und ebenso wenig die tiefe Rührung, mit der Eduard mir zuhörte, als ich ihm die Sorgen und die Liebe seiner Angehörigen schilderte. Was er selbst seit der Nacht des Schiffbruchs erlebt hat, ist kaum zu glauben; er wird es später berichten, denn ausführliche Mittheilungen würden hier zu weit führen und mit wenig Worten läßt es sich nicht schildern. Nur das will ich Dir schon jetzt sagen, dieser Doktor Bruno Winter ist ein Scheusal, das man als warnendes Beispiel aufknüpfen sollte! Sollte er noch dort weilen, so haltet unsere Krieger abseim — Auge in Auge mit Eduard ihm gegenüberzutreten, um ihm eine furchtbare Antlage in's Gesicht zu schleudern. Ist er aber weiter verfolgt worden, Eduard will das nicht, und ich gebe ihm Recht, unthätige Aufregungen muß man vermeiden. Wir trennten uns halb von der Gesellschaft und da wir im Hafen ein Schiff zum Auslaufen bereit fanden, so traten wir die Reise nach Europa sofort an. Das Schiff war nach Marseille bestimmt, aber wir zogen es vor, in Neapel zu landen, da in der französischen Hafenstadt die Erbitterung gegen die Deutschen alle Erbitterungen überlegen soll. Jetzt eilen wir mit Riesenschritten der Heimath zu, das sonnige Italien mit seinen herrlichen Schätzen kann uns nicht fesseln, das Heimweh hat uns Beide erfaßt. In der nächsten Woche werden wir in Köln eintriften, dort wollen wir zum letzten Mal übernachten, dort auch erwarten wir von unseren Lieben den ersten Gruß. Am Hotel du Nord treffen uns eure Briefe, wir telegraphiren von dort aus, wann wir in der Heimath ankommen. Ob Elfriede mit auch einen Gruß senden wird? Ob Eugenie Riedel meines Freundes noch gedient?

„Nun, auf alle Fragen werden wir ja bald Antwort erhalten! Auf Wiedersehen, theure Mama, meine Gedanken eilen mir voraus, sie weilen täglich bei Dir und einer Anderen, deren Namen ich Dir ja nicht zu nennen brauche. Dein Dich innig liebender Sohn.“

Elfriede drückte das Papier an ihre Lippen, eine Fülle von Glück und Seligkeit leuchtete aus ihren Augen.

„Diesen Brief müssen Sie für heute mit überlassen“, sagte sie, „moin meine Eltern die freudige Botschaft nicht schwarz auf weiß sehen, so werden sie an ihre Wahrheit nicht glauben.“

„Nimm ihn nur mit, liebes Kind“, nickte die alte Dame, „aber sei vorsichtig, die unerwartete Freude könnte Deinem Papa nachtheilig sein.“

„Ich werde ihn schon vorbereiten. Und wie ist es mit dem Gruß, den die Heimkehrer in Köln erwarten?“

„Nun, ich denke, daß dies nur eine leise Anfrage ist, ob wir sie dort nicht persönlich in Empfang nehmen wollen“, sagte die Majorin lächelnd, „vielleicht hat der Herr Papa nichts dagegen, wenn Du mich begleitest!“

Elfriede sentte erglühend die Wimpern, und wohl um ihre Verlegenheit zu verbergen trat sie vor den Spiegel, um sich in den Schawl zu hülsen.

„Ich werde Sie begleiten, Mama“, erwiderte sie, „es muß ja doch in der ersten Stunde des Wiedersehens ausgesprochen werden, was die Herzen bewegt, und — also es bleibt dabei, ich begleite Sie!“

Die alte Dame schloß sie in ihre Arme und küßte sie auf die Stirne, im nächsten Augenblick eilte Elfriede hinaus, in ihrer freudigen Aufregung verpaßte sie sogar die neue Freundin, deren sie sich so herzlich angenommen hatte.

Der General sah bei der Heimkehr Elfriedens in seinem Sessel, die Zeitung lag vor ihm neben der halbgelüllten Flasche, und die brennende Cigarre hielt er in der Hand, ihm gegenüber an der anderen Seite des Tisches beschäftigte seine Gattin sich mit einer Handarbeit.

Der Doktor Bitter hatte sich kurz vorher entfernt; es waren wieder, wie das nicht anders sein konnte, derbe Worte zwischen den Beiden gefallen, die den General in eine heitere Stimmung versetzt hatten.

Waren doch diese Derbheiten für den jovialen Doktor kein Hinderniß gewesen, mit dem General gemeinschaftlich eine Flasche des verpönten Weines zu leeren, und schließlich meinte er selbst, es sei so gefährlich nicht, der laute Moselwein werde keinen Schaden thun, wenn man nur mit Sicherheit wisse, daß es reiner Naturwein sei.

Der General lachte noch darüber, als Elfriede eintrat, er bemerkte ihre eigene freudige Erregung nicht, aber die Mutter hatte dafür ein scharfes Auge; sie ließ den Blick eine Weile rufend auf dem leicht gerötheten Antlitz ihrer Tochter ruhen, die jetzt ebenfalls sich an den Tisch setzte.

„Hast Du Deine Schuhbefehle mitgebracht?“ fragte der General, während er sein Glas wieder füllte.

„Wie, Du weißt schon?“

„Doktor Bitter hat mir die lauter'schichtliche berichtet. Sapperment, ich hätte das dem Doktor Winter nicht anvertraut, aber wer weiß, ob sich das so verhält, wie es die Wienerin geißert hat.“

Elfriede hatte unwillkürlich die Augen zusammengekniffen, aber im nächsten Augenblicke erinnerte sie sich,

daß ihr Vater von dem Briefe Kurt's noch nichts wußte.

„Aus den Mittheilungen des Fräulein Felsing geht zur Genüge hervor, daß Doktor Winter ein Betrüger ist“, sagte sie, „ich kann dies durch eine andere Thatsache beweisen.“

„So?“ fragte der General. „Da bin ich doch neugierig.“

„Du wirst Dich erinnern, daß er vor seiner Abreise behauptete, eine Professur an der Universität in Prag erhalten zu haben.“

„So sagte er, und ich habe mit eigenen Augen den betreffenden Brief gelesen.“

„Der Brief war gefälscht, die Behauptung eine Lüge!“

„Sapperment, Kind —“

„Ich kann es beweisen, Papa! Eugeniens Bruder hat in Prag Erlaubnisse eingeholt, einen Doktor Winter kennt man dort nicht, und überdies ist an der Universität kein Lehrstuhl frei.“

„Na, na, wenn das wahr ist —“

„Das ist wahr, und nun frage ich, welchen Werth darf man auf die Mittheilungen legen, die Doktor Winter in Bezug auf Eduard gemacht hat?“

Der General schüttelte das silberne Haupt, dunkle Schatten umwölkten seine Stirne.

„Lassen wir das“, sagte er, „wozu die Erinnerungen noch einmal wecken?“

„Sie werden erst dann zur Ruhe kommen, wenn Herr v. Bach unrichtige Dinge zurückgezogen ist“, erwiderte seine Frau.

„Und ist es denn so sicher, daß er unrichtige Dinge zurückgezogen hat?“ fragte Elfriede. „Ich habe noch immer an meinen Hoffnungen festgehalten.“

„Sapperment, was ist das noch zu hoffen, nachdem Ihr und Rina Eduards uns überbracht worden sind?“ fiel der General ihr in die Rede.

„Ich kann auch darin keinen überzeugenden Beweis finden, Papa. Wer bürgt uns dafür, daß diese beiden Gesandten wirklich das Eigenthum Eduards waren?“

„Ich habe sie sofort wieder erkannt.“

(Fortsetzung folgt.)

Meine Dampfmaschine.

Damals war ich noch so jung an Jahren und noch jünger an den Erfahrungen des Alltags, die den anderen um mich geläufig waren.

Ich war Lehrling und stand im ersten Jahre. Schraubenschneiden auf der Maschine, Gerüstthauen abfeilen am Schraubstock und Meißel schleifen auf dem Schleifstein waren neben anderen Dingen, die noch weniger zum Handwerk eines Mechanikers gehörten, so ziemlich alles, was man mir anvertraute. Darum freute ich mich ungenügend, als mir der Meister eines Tages eröffnete, daß ich von nun an für einige Monate die Dampfmaschine betäme.

Das klingt schon besser; und es klang auch mir gut in die Ohren. Aber so einfach ist das nicht; darunter verstand man nämlich früh Morgens um vier Uhr aufstehen und den Kessel heizen, den ganzen Tag Kessel und Maschine überwachen und außerdem noch andere Dinge, die weniger mit der Maschine zusammenhängen, z. B. den Geßellen das Bier und Frühstück holen u. s. w.

Aber das war mir alles einerlei, denn um meiner Dampfmaschine willen nahm ich alles gern auf mich. Profane Menschen sehen in so etwas nur eine Arbeit, ich aber nicht, da muß man sich hineinzuwenden versuchen.

Vorher ein Lehrling im ersten Stadium, dem man meist nur Arbeit gab, um ihn überhaupt zu beschäftigen, den niemand weiter achtet, mit dem man nicht sprach und den man sehr merkwürdig ansah, wenn er einmal irgend etwas sagte, denn nach der Meinung der Aelteren hat man in diesem Stadium nichts zu sagen, absolut nichts.

Aber jetzt: Heizer nannten sie mich, und da kam der Dreher von der großen Bank, wo die großen Schwungräder fertig gemacht wurden. „Heizer, heute muß gehörig einbrennen, ich will polieren.“ Oder es kam der Schleifer: „Heizer, Druck, Druck auf den Kessel, ich will noch den Schleifstein abreiben.“ Oder der Schreiner: „Ich brauch' die Bandflüge nachher, paß auf, daß nicht wieder die Karre stehen bleibt.“

Der Schreiner war ein roher Mensch. So nannte er nämlich meine Dampfmaschine. Sie war nicht übermäßig stark. Man sagte, fünf Pferde hätte sie, und wenn irgend einer an einer großen Arbeitsmaschine etwas künftighin anhielt, so ging sie langsamer. Oder: wenn in dem ziemlich kleinen Kessel der Druck nachließ, blieb sie auch wohl einmal ganz stehen. Das paßte mir aber nicht.

Ich würde roth vor Scham, wenn ich nur sah, daß sie nicht mitkam.

Das geschah besonders dann, wenn an der großen Stange die schweren Kesselsbleche gestanzt wurden.

Und die Kesselschmiede waren auch so Menschen, sie freuten sich, wenn was vorkam, und wenn ich dann in Angst und Sorge bald am Schwungrad, bald am Ventil drehte und dabei den Schweiß auf der Stirn hatte, so lachten sie mich aus. Das waren sehr ohe Menschen, ich betrachtete sie.

Auch den kleinen Pfeifer, der half an der großen Stange mit; er mußte

jedesmal den Hebel drücken, so daß die Kupplung einsetzte. Und wenn dann meine Maschine mit einem Rud langsame ging, so rief er jedesmal: „Jub! Jub!“

Darum konnte ich ihn nicht leiden, er war auch sonst nicht der Beste, und ich glaube, man nannte ihn ziemlich offenen dummen Jungen.

An einem Tag im Februar, da mußten wieder schwere Bleche gestanzt werden. Es war kalt, aber schon um ein Viertel vier Uhr war ich im Kesselhaus, ganz allein, und machte ein Riesenfeuer und fuhr doppelt so viel Kessel an als gewöhnlich, schmierte meine Maschine extra gut, sah die Riemen nach, die Lager an Maschine und Transmissions, denn ich wollte nicht dem kleinen Pfeifer Gelegenheit geben, „Jub“ zu schreien.

Schon um sechs Uhr kamen die Kesselschmiede, und wo sie mich sahen, riefen sie mir zu. Einer ging an die Dampfmaschine und streichelte sie höflich, wie man ein altes Pferd streichelt, und meinte:

„Na, na, ob? ob?“

„Ich höre es wohl und dachte: Ihr werdet heute Euer Wunder erleben.“

Heimlich hatte ich nämlich die Sicherheitsventile besichtigt, um den Druck im Kessel zu steigern. Und das mißte.

Die Maschine lief nicht schneller, dafür sorgte der Regulator, aber sie zog durch wie ein Pferd, dem man die doppelte Portion Hafer zugeschoben hat.

Sie zog durch, und die Kesselschmiede merkten bald, daß zu höflichen Bemerkungen kein Anlaß war und auch keine Zeit blieb, denn die Stange drückte die fingerbreiten Stahlplatten durch, als wenn es Käsescheiben gewesen wären.

Der kleine Pfeifer schrie aber trotzdem von Zeit zu Zeit: „Jub! Jub!“ wenn er den Hebel herunterdrückte, aber es klang schlecht, und er mußte außerdem bei dem schnellen Arbeiten seiner Maschine seine sieben Sinne beisammen haben, denn er hatte mit der einen Hand ein mächtiges Zahnrad zu bremsen, und da mußte man aufpassen.

„Ich freute mich wie ein König, der gefestigt hat, und heimlich streichelte ich meine Dampfmaschine, niemand sah es, aber die Dampfmaschine fühlte es ganz gut, und sie ging immer so weiter torrett und unbeirrt, wie sie sonst nie gegangen war.“

„Ich hielt mich sehr viel bei der Maschine auf, ich war stolz auf sie, wie nie zuvor; jetzt konnte der kleine Pfeifer „Jub“ schreien, so viel er wollte, das ärgerte mich jetzt nicht mehr.“

So fand ich wieder einmal, es war gegen elf am Vormittag, und drehte am Ventil, obwohl das gar nicht nöthig war. Ich freute mich und mußte mich irgendwie befähigen. Da auf einmal löste ein schauerlicher Schrei durch die Werkstatt. Einige Männer riefen „Abstellen!“ Hastig drehte ich das Ventil zu, sofort ging die Maschine langsam, und schließlich stoppte sie. Alles stand und haunte, und jetzt war es ganz still, endlich still.

Noch wußte ich nicht, was geschehen, auch die anderen wußten es nicht, nur die Kesselschmiede an der Stange wußten es, und die standen da, kreidelaß, und keiner sprach, keiner rührte sich, alle sahen auf den kleinen Pfeifer, der war ebenso blaß, und er trat wankend von der großen Stange weg und kam auf mich zu, ganz langsam, und wie war das merkwürdig: mich sah eine Angst, und noch immer wußte ich nicht, was geschehen war. Es mit einem Male sah ich es: es war ihm der Unterarm bis hinter das Handgelenk abgequetscht.

Das sah gar nicht so entsetzlich aus, es blutete nicht, man sah kein Fleisch, die Jade war gar nicht zerrissen und ganz glatt und sauber abgegeschnitten, und gerade darum war es vielleicht so gefährlich. Und er kam zu mir, und er sagte zu mir ganz anders, als er sonst sprach:

„Was soll ich jetzt machen?“

„Ich sagte nichts, niemand sprach ein Wort; auch andere hatten es gehört, aber es gab ihn niemand Antwort —. Er konnte auch nicht mehr sprechen, er brach bewusstlos zusammen und wurde von den anderen weggetragen.“

Niemand wußte mein Geheimniß, aber es hat lange, sehr lange gedauert, bis ich begriff, daß ich doch unschuldig war, und auch die Dampfmaschine war unschuldig. Ich sagte nie mehr „meine Dampfmaschine“ und bat, daß man mich davon weghin möchste. Warum wußte niemand, aber ich hat so, daß man es that. Es wußte auch niemand, warum ich in der Folgezeit halbe Nächte nicht geschlafen, und es war nahe daran, daß ich ernstlich krank wurde.“

Bis der kleine Pfeifer aus dem Kronenhaus kam und, obwohl er einen Arm weniger hatte, ziemlich gesund war. Ja, er war in der Folgezeit selbstbewußter als je, denn er wurde nun als Laufbursche eingestellt, man kaufte ihm gute Kleider, und später stand er so hoch über den schmieren Lehrlingen und Gesellen, daß er sie gar nicht mehr ansah.

Wo immer ich im späteren Leben den Gang von großen Maschinen oder von Unternehmungen leitete, ich nannte sie nicht mehr „meine Maschine“, „mein Unternehmen“, und empfand auch nie mehr so, wie damals bei meiner Dampfmaschine.

F r i e S ä n g e r.